Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 31. Grand Island, Nebr. 17. März 1911 Zweiter (Theil.) Nummer 31.

Mahnung.

Beneidet nicht jene, die einsam stehn
Hoch über der Menge, auf stolzen Höhn!"
Ihr wißt ja nicht, wie viel herben Jammer
Sie heimlich bekämpfen in stiller Kammer!
Ach, — „Königsmantel und Purpurkleid
Sind oft gefüttert mit Herzeleid!"

O, neidet nicht jenen ihr blendendes Glück,
Denn launisch und wandelbar ist das Geschick!
Und ob sie auch stets ihr Bestes gegeben,
Oft ernten sie Undank für redliches Streben.
Denn: „Königsmantel und Purpurkleid
Sind oft gefüttert mit Herzeleid!"

Drum blickt nicht immer in blassem Neid
Auf fürstliche Pracht und Herrlichkeit!
Wohl manchem drückt, — wei zu bitt'rem Hohne —
Die Stirne wund — eine goldene Krone!
Ja: „Königsmantel und Purpurkleid
Sind oft gefüttert mit Herzeleid!"

Der alte Brandes.

Von H. Kasselbaum.

Ein langgellender, endloser Trillerpfiff. Der Altvater Lawes geht schweigend zum Eckbörd, holt Brot und Butter auf den Tisch, stellt den kleinen Köhmbuddel dazu und läßt sich zum Frühstück nieder. Für uns aus der „kleinen" Schule bedeutet das Signal, daß bald unser Stündlein schlägt, das uns für den Rest des Vormittages der Gnade oder Ungnade des gestrengen Herrn Kantors überantwortet.

Der da mit dieser Vollendetheit im Oberdorfe trillert, bis ihm der Athem ausgeht, ist der alte Brandes, der Briefträger. Ist der Postbote an und für sich schon eine geachtete Persönlichkeit auf dem Lande, so war der alte Brandes geradezu ein Dorfgewaltiger. Bei den Buben stand er jedenfalls im Ansehen noch höher als der Herr Kantor mit Rohrstock und Brille.

Ihr hättet den Alten aber auch sehen sollen, wie er gewichtig, den „Dagstock" wuchtig aufsetzend, die Dorfstraße herabgezogen kam. Wir waren uns nicht im klaren, was uns am meisten an ihm imponierte, war es die Uniform oder die blanke, schwarze Ledertasche mitsammt der Trillerpfeife. Es muß wohl alles zusammengewirkt haben, um in uns Buben, wenigstens in den meisten, den Wunsch rege zu machen, wir möchten der Nachfolger des Alten sein.

Für mich bedeutete dieser Wunsch allerdings die Verzichtleistung auf eine andere Lebensstellung. Zeitweilig hatte es mich das Schönste gedünkt, ein Kaufmann zu werden; denn die Hauptbeschäftigung dieses ehrenwerten Standes bestand nach meiner Ueberzeugung darin aus einer großen Glastrute, wie sie unser Krämerwirth hatte, die schönsten und dicksten Rosinen zu naschen und diese angenehme Thätigkeit nur auf Augenblicke zu unterbrechen, um einem Kunden ein Pfund Kaffee oder einen Häring zu verkaufen.

Mein Entschluß war also gefaßt. Den Kaufmann gab ich daran, am Briefträger zu werden. Nur getraute ich mich nicht, ihn dem alten Brandes kundzuthun. Der natürlich, wie ich glaubte, allein diese Würde zu vergeben hatte. Die Sache stellte ich mir so vor, daß ich zunächst als Lehrling mit ihm umherziehen müsse, um alle Feinheiten des Berufes von Grund aus kennen zu lernen. Vielleicht durfte ich schon im Anfang die schwarze Ledertasche tragen! Hei, der Neid dann bei den Kameraden!

Die Trillerpfeife, nein, die beanspruchte ich noch nicht. Diese Ehre fiel mir aber später, wenn der Alte sich einmal zur Ruhe setzte, als reife Frucht in den Schooß.

Aber auch den Erwachsenen galt unser Brandes etwas; den einen, weil sie sich von ihm abhängig wußten. Wer anders sollte ihnen die Adresse auf die Kiste oder auf den Brief machen, der für den Sohn beim Militär bestimmt war? Die Hieroglyphen in der Epistel mochte sich der Empfänger selbst deuten — an dem Inhalt der Kiste, aber die Adresse mußte fein säuberlich geschrieben sein, sonst setzte es Schwierigkeiten. Den meisten aber war er werth geworden, weil sie wußten, daß ein braves wackeres Herz in seiner Brust schlug.

Das Signal mit der Pfeife ist nun das Zeichen, daß jeder auf dem Sprunge stehen muß, der einen Brief abzuliefern hat, — denn einen Briefkasten gab es dermalen noch nicht in unserem abgelegenen Dörflein — oder der einen solchen erwartete.

Dort das alte Mütterchen, das sich vor dem Hause zu schaffen macht, hofft heute endlich Nachricht von dem Enkel zu erhalten. Der Sohn und die Schwiegertochter sind weggestorben, und ihr blieb auf der großen, weiten Welt nichts Liebes leben als das Enkelkind. Nun ist auch dieses von ihr gegangen. Nach dem fernen Amerika zog der Junge, um dort das Glück zu suchen, das ihn in der Heimath beharrlich mied. Ein halbes Jahr ist seitdem schon verflossen. „O, daß doch endlich, endlich Nachricht von ihm käme!" — Der alte Brandes weiß, was sie hofft und wünscht, aber er zuckt schon von weitem die Achsel.

„Hüte noch nicks!"

Da kriecht die Alte betrübt unter der Klappthür in die Hütte zurück.

„Ach mien Jung', mien einzig, leiwe Jung'!" —

Hier drückt dem alten Brandes ein Mädchen schämigverstohlen eine Epistel in die Hand für den Schatz bei den Soldaten. Mit einem Scherzwort läßt er den Brief in die Tasche gleiten, und das Mädchen, das sich erst noch hat versprechen lassen, der Brief komme sicher an, eilt beglückt an die Arbeit zurück.

Dann muß Brandes seine Ansicht über das Wetter auskramen.

„Ja, ja, datt is so watt hen; ick glöw', datt gifft hüt noch'n Nassauer. Ick heww wedder datt enfamte Nieten in'n Arm," prophezeit er.

Da Mutter Wehling aber dasselbige Indizium im Kopfe verspürt, so stimmt sie ihm begeistert zu. — Ja, ja, es geht doch nichts über das bewährte Barometer in den Knochen!

Endlich stellt ihn auch noch der Bauer Meyes, der für alles Zeit hat, nur nicht für seinen Hof. Er hat die längste Zeit Bauer gespielt. Ueber den Herbst hinaus wird die Herrlichkeit nicht dauern. Brandes soll ihm Aufschluß geben über die hohe Politik. Wer wüßte darin auch besser Bescheid als er, der Briefträger, der gleichsam an der Quelle sitzt, durch dessen Hände alltäglich die mancherlei Zeitungen gehen, in denen „das alles" steht. Aber Brandes mag nicht; er kann den Schwätzer überhaupt nicht ausstehen.

„Kümmere dick um dienen Hoff," denkt er, und laut fügt er hinzu: „Ick mott wie'er." Damit läßt er den Tagedieb nach wenigen Worten stehen.

Wer jetzt noch einen Brief mitzugeben hat, mag sich sputen, in einer halben Stunde ist Brandes aus dem Dorfe. Also schnell, Fiecken Bremer, dem Alten nach! Wenn du ihm ein gutes Wort gönnst, malt er dir die Adresse fein säuberlich auf dein Brieflein, und morgen schon weiß dein Fritz bei den „Dragoners", daß du ihm unentwegt die Treue hältst. Geh' in den Krug; dort sitzt er beim Frühstück. Ein Schnäpschen leistet er sich dazu.

Ob die Pause und der Besuch des Kruges in seiner Dienstvorschrift steht, sei dahingestellt. Verdient hat sie der wackere Alte aber redlich nach seinem langen Marsche zu unserem Dorfe.

So spielte sich das Leben des alten Brandes zu einem großen Theile vor unsern Augen ab. — Daß es je anders gewesen, vermochten wir uns kaum vorzustellen. Vermuthlich haben wir aber auch nie ernstlich darüber nachgedacht. Und doch war er nicht immer der alte, würdig-steife Mann.

Er war in unserem Dörflein geboren und ein Junge gewesen, der dieselben Schelmenstreiche verübte, mit denen auch wir unser Gewissen belasteten. Als er ein Bursche geworden, regte sich in seiner Brust die Liebe just wie bei jedem anderen Kameraden. Daß sein Auge auf die niedliche, kecke Therese Söchtig fiel, mochte angesichts seiner ein wenig windschiefen Nase etwas vermessen sein; aber waren Therese und er nicht die besten Freunde von Kindheit an gewesen? Und sollte sie vergessen haben, wie manches Mal er den Buckel hergehalten, um für irgend eine Thorheit die wohlverdiente Tracht Prügel einzuheimsen, von der ihr rechtmäßigerweise die Hälfte, wenn nicht der größte Theil zustand? Ihrem Gedächtniß konnte die Szene nicht entschwunden sein, wie ihn die alte keifende Hausen am Ohre zum Ortsschulzen zerrte, um ihn dort unter einem Schwall von Schimpfreden als den Halunken zu verklagen, den sie mit eigener Hand in ihrem Erbsenfelde ergriffen hatte. Er war von Therese abgeschickt, daß er ihr ihr die süßen Schoten hole. Aber davon verrieth der kleine Sünder nicht eine Silbe, eher hätte er sich die Zunge abgebissen.

Nein, seine Chancen waren nicht schlecht. Wenn er trotzdem um sein Glück betrogen wurde, so war daran zu allererst seine Blödigkeit schuld, die ihn abhielt, zur rechten Zeit das entscheidende Wort zu wagen. Er mußte Soldat werden, und als er wiederkam, war Therese das Weib des flotten Gottfried Märtens.

Wie es kam, daß sie diesem übelbeleumdeten Burschen zum Opfer fiel, blieb Ernst Brandes ein Rätsel. Er verspürte aber auch wenig Neigung, darüber nachzudenken, so tief saß der Groll und Zorn in seinem Herzen über die „Ungetreue", wie er sie schalt.

Was man Therese schon vor der Hochzeit prophezeit hatte, traf bald ein. Märtens ließ auch als Ehemann nicht von dem lockeren Leben, das er als Junggeselle geführt, und bald pfiffen es die Spatzen vom Dache, welches Elend diese Ehe der Armen brachte. Der letzte Groschen wanderte ins Wirthshaus; zu Hause mochten Weib und Kinder hungern; und statt guter Worte gab es Unfrieden und Mißhandlung bei der Rückkehr des Unholdes. Da war es beinahe als ein Glück anzusehen, daß nach einer Reihe von Jahren ein jäher Tod den Mustergatten hinwegraffte.

Nun war Therese Witwe. Die Aermlichkeit der Behausung theilte sie mit vielen, aber bei ihr war die Noth doch größer als bei andern. Zu tief hatte sie die Liederlichkeit des eigenen Mannes ins Elend gebracht. Schwer hielt es im Dorfe, mit ihrer Arbeit sich und die Kinder zu ernähren, von denen das eine noch obendrein gelähmt war.

Brandes lebte derweil das ruhige und zufriedene Leben eines Mannes, der von dem behaglichen Stolze erfüllt ist, eine feste und geachtete Lebensstellung erworben zu haben. Er hatte nämlich inzwischen an dem Postamte im Nachbardorfe eine Briefträgerstelle erhalten. Nun brauchte er auch nicht mehr täglich und stündlich das Elend Thereses zu beobachten.

In seinem neuen Wohnorte gab er sich bei einer noch leidlich jungen Witfrau in Quartier, die nach besten Kräften für sein leibliches Wohl sorgte. Freilich wachte sie auch mit Argusaugen darüber, daß er in puncto Liebe keine Seitensprünge mache. Wahrscheinlich war sie selbst nicht abgeneigt, mit Fritz Brandes noch ein zweites Mal das Joch der Ehe auf sich zu nehmen. Aber dieser blieb taub gegen alle Versuchungen von ihrer Seite, mochten sie nun in guten Bissen bestehen, die sie ihm auf den Tisch brachte oder in liebeheischenden Blicken, mit denen sie auch nicht kargte. Er that seinen Dienst Tag um Tag und Jahr um Jahr und war so allmählich zu dem „alten Brandes" geworden, wie wir ihn kannten.

Nach dem Tode des wüsten Märtens hätte er ja noch seine Therese heimführen können, aber sein Stolz litt nicht, daß er gleichsam als Lückenbüßer an die Stelle trat, die vordem zu seinem Schmerz ein anderer einnahm. Therese hatte ihr Elend selbst verschuldet, so sagte er sich, und wenn er auch aufrichtiges Mitleid mit ihrer Lage fühlte, so fühlte er sich doch nicht imstande, das Opfer zu bringen.

Es war somit alle Aussicht vorhanden, daß Brandes sein Amt in Ehren und Frieden bis ans Ende seiner Tage verwalten werde. Aber es stand anders für ihn im Buche des Schicksals geschrieben, und wieder war es Therese, die entscheidend in sein Leben eingriff.

Neben einer untadeligen Rechtschaffenheit war eine große Gemüthigkeit die hervorstechende Eigenschaft in seinem ganzen Wesen. Aeußerlich ein wenig Polterer und Grimmbart, barg er doch im Herzen eine seltene Güte. Und die gerade hatte ihm im Laufe der Jahre aller Herzen gewonnen, und man übersah nachsichtig seine kleinen Schrullen.

Freilich brachte ihn seine Gutmüthigkeit bisweilen in oKnflitt mit der Dienstvorschrift. Meist siegte dann die erstere, und sein alter Vorsteher, der selbst ein warmes Mitgefühl für die Nöte und Sorgen der Dörfler hatte, drückte in solchen Fällen wohl beide Augen zu, konnte er sich doch im übrigen keinen gewissenhafteren Beamten wünschen als den alten Brandes. Das änderte sich aber, als Herr Rose die Augen für immer schloß und ein neuer, gar schneidiger Verwalter das Regiment übernahm. Bei ihm sollte alles stramm zugehen, wie beim Militär. Am liebsten hätte er die altgedienten Briefträger noch dahin erzogen, daß sie die Hacken vor ihm zusammenklappten, aber der alte Brandes erklärte ihm als Wortführer bescheiden:

„Ach, Herr Vorsteher, das wollen die alten Knochen nicht mehr leisten."

Schön, da mußte er sich also bescheiden; aber mit dem Schlendrian, der sonst noch eingerissen sei, würde er gründlich aufräumen! Das verhieß er schon in den ersten Tagen.

Vor allem galt ihm die Dienstpflicht als ein Blümlein „Rührmichnichtan". Wer gegen diese sündigte, war sein persönlicher Feind. Da mußte ihn allerdings die Eigenmächtigkeit, die Brandes sich leistete, in Harnisch bringen.

Therese, jetzt auch schon die „alte" Therese, war schlimmer erkrankt, wie Brandes bei seinem Bestellgange erfahren hatte. An Lungenentzündung lag sie darnieder, und es war nicht allzuviel Hoffnung vorhanden, daß ihr geschwächter Körper die Krankheit überwinden werde.

Sie hatte inzwischen der Schicksalsschläge noch schwerere erlitten als es der Tod des Mannes für sie war. Drei Kinder mußte sie begraben, nur das jüngste, der Fritz, blieb ihr erhalten. Mit seiner Konfirmation wurde die Sorge ums tägliche Brot allmählich geringer, da er mit verdienen half. Aber gerade als er eine rechte Stütze für die Mutter abgeben konnte, machte ihn der König zum Soldaten, und, um das Unglück zu vollenden, mußte der Junge mit nach dem fernen China ziehen.

An die Mutter dachte er wohl nicht, als er in aufquellender Begeisterung sich zur Theilnahme an der Expedition meldete. Nun kämpfte er Tausende von Meilen entfernt gegen die bezopften Gelben, während daheim die Mutter sich auf ihrem Schmerzenslager um ihn härmte und sorgte. War es da nicht eine ausgesuchte Tücke des Schicksals, daß just an dem Tage, als es besonders schlimm um sie stand, ein Telegramm der Militärbehörde einlief, welches den Tod des Fritz Märtens meldete, und war es nicht ein weiterer Schlag, daß ausgerechnet der alte Brandes abends noch mit der Depesche losgeschickt wurde, um Therese, der Todtkranken, die schlimme Botschaft zu überbringen?

Auf den bescheidenen Einwand, der Herr Verwalter möge doch wegen der Gefahr für die Kranke bis morgen mit der Bestellung warten, gab es nur einen eisig verwunderten Blick: Was diesen alten Tropf von Briefträger da anwandelte?! In der nächsten Minute schon sah sich der Alte unterwegs in dem eisigen Novembersturm. Mit Mühe kämpfte er sich seinen Weg durch die Regenböen der unwirthschaftlichen Nacht, von Groll erfüllt gegen den unbarmherzigen Verwalter. Da begegnete ihm mittwegs ein Bote, der noch zum Arzte wollte, weil es mit der Witwe Märtens sehr schlecht steht. Wenn nun noch die Todesbotschaft dazukam, war es um Therese geschehen.

Brandes bestand einen kurzen, aber schweren Kampf zwischen Pflicht und Mitgefühl, aber dann siegte das letztere.

„Na, dieses Mal wird ja auch wohl der Herr Vorsteher mir beipflichten, daß die Bestellung unterbleiben mußte."

Aber der Alte irrte sehr, es gab eine furchtbare Szene, als er unverrichteter Sache zurückkam.

„Das ist immer noch der alte Lüdrian, der in Euch steckt", wetterte der Gestrenge. „Wie können Sie alberner Mensch sich erdreisten, an einem Befehle herumzudeuteln? Und nun scheeren Sie sich augenblicklich los und bestellen Sie die Depesche, sonst sind Sie die längste Zeit Briefträger gewesen!"

Was der alte Mann murmelte, konnte jener nicht mehr hören; denn Brandes befand sich schon draußen, um zum zweiten Male den beschwerlichen Marsch anzutreten. Wie Nadeln peitschte ihm der Sturm den eisigen Regen ins Gesicht, und bald war er völlig durchnäßt. Bestellt wurde die Depesche aber auch nunmehr nicht, wenigstens nicht an die Adressatin. Therese lag im Fieber, als er ankam, die Krise nahte. So war er froh, daß er ihr nicht selbst den Todesstoß versetzen mußte. Der Nachbarin, welche bei der Kranken wachte, schärfte er ein, ihr die Botschaft erst abzugeben, wenn die Gefahr vorüber sei. Was lag auch daran, ob die Kranke starb, ohne erfahren zu haben, daß ihr der Sohn in die Ewigkeit vorangegangen sei!

Auf dem Rückwege schon merkte Brandes, daß er seinen alten Körper nicht ungestraft den Unbilden der eisigen Nacht ausgesetzt habe. Am nächsten Tage konnte er zum ersten Male seinen Dienst nicht versehen. Eine böse Influenza kam zum Ausbruch, und nach zehn Tagen begrub man den braven Alten. Was half es, daß dem harten Vorsteher auf der Straße böse Blicke und halblaute Schmähungen nachgeschickt wurden und daß man im Gasthofe ihn kühl behandelte: er fühlte sich gepanzert gegen alle Vorwürfe durch das Bewußtsein, daß der Dienstvorschrift genügt sei, und den alten Brandes erweckte man durch diese Proteste nicht wieder zum Leben.

Umsonst war aber sein Opfer nicht gewesen. Therese Märtens kam wider Erwarten durch.

Nach einigen Tagen gab man ihr das Telegramm; aber es war zugleich ein Trost zur Hand. Inzwischen war eine zweite Depesche eingelaufen, welche meldete, daß ein Irrthum vorliege. Wohl hatte ein Kamerad Fritz Märtens fallen sehen, und daraufhin wurde die verhängnißvolle Depesche mit anderen gleicher Art abgeschickt. In Wirklichkeit war er aber nur durch ein abspringendes Geschoß betäubt. Als er erwachte, war seine Truppe schon weit voraus und er selbst zu schwach, um ihr folgen zu können. So stieß er erst nach einigen Tagen wieder zu seinen Kameraden.

Heute ist der ehemalige Chinakämpfer längst ein glücklicher und behäbiger Ehemann. An den langen Winterabenden erzählt er wohl von seinen Erlebnissen im fernen Osten.

Bewundernd hängen die Augen der Seinen an seinem Munde, wenn er berichtet von der ungeheuren Reise und den blutigen Kämpfen. Der alten Mutter, die bei ihm wohnt, gibt es noch immer einen Stich ins Herz, wenn sie hört, welchen Gefahren er da hinten bei den grausamen Chinesen ausgesetzt war. Aber Gott sei Lob und Dank, sie hat ihren Jungen gesund und stattlich vor sich, und kein Mensch wird sie von ihm trennen, bis der Tod sie scheidet.

In solchen Augenblicken kehren ihre Gedanken auch zu den Tagen der schlimmsten Noth zurück, zu jenen Stunden, da sie selbst dem Tode so nahe war, und ihr Gebet gilt dem Andenken des alten Jugendfreundes, der sein Leben lassen mußte, weil er das ihrige erhalten wollte. *

Zwischen Himmel und Erde.

Prinz Heinrich von Preußen der auch ein guter Automobilist ist und seine Wagen selber lenkt, hat sich jetzt der Aviatik gewidmet. Er hat auf dem Griesheimer Flugplatz bei Darmstadt unter der Leitung von August Euler das Fliegen gelernt und auch das Piloten-Examen bestanden. Der Prinz hat jetzt seine ersten Versuche geschildert, denn in der Berliner Allgemeinen Automobilzeitung findet sich ein P. H. unterschriebener Aufsatz mit der Ueberschrift Zwischen Himmel und Erde. Betrachtungen eines Flugschülers. Er weist mit Sicherheit auf die Urheberschaft des Prinzen Heinrich hin. Ihm sei nachstehender interessanter Auszug entnommen:

Nach Verlauf einer Woche des theoretischen Unterrichtes folgte ein mündlich-theoretisches sowie praktisches Examen an dem „kalten" Apparat mit dem Endresultat, daß mein gestrenger Lehrer meine Kenntnisse als genügend und mich für reif bezeichnete, das Erlernte in die That umzusetzen. Zuvor erfolgte dann noch ein Passagierflug unter Eulers Leitung zur Vervollständigung der Platzkunde von oben und zur Beobachtung der beim Fliegen erforderlichen Handgriffe. Nach Erledigung dieses Fluges stellte mein Lehrer an mich die Frage, ob ich gut aufgepaßt, alle seine Bewegungen beobachtet und dementsprechend zu mir das Zutrauen hätte, die ersten selbstständigen Versuche mit der Lehrmaschine zu machen. Alle diese Fragen beantwortete ich mit einem lauten und vornehmen Ja.

Hätte ich damals geahnt, welche inneren Konflitte ich noch zu überstehen haben würde — (ich bin 48 Jahre alt, habe Frau und Kinder! Dies zur Kenntniß u. milden Beurtheilung von seiten jener, denen die Kunst des Fliegens in Fleisch und Blut übergegangen ist) — ich glaube, ich wäre meinem Vorsatz, das Fliegen zu erlernen, in der elften Stunde doch noch untreu geworden. Jedoch die Würfel waren gefallen — nun hieß es los. Die gleiche doppelsitzige Maschine, mit der wir unseren Passagierflug beendet hatten, wurde in Position gebracht, und ich erklomm mit einigem Herzklopfen den Apparat, nachdem ich zuvor meinen Lehrer beschworen hatte, mich auf diesem meinem ersten Gange zu begleiten, wozu dieser sich nach einigem Zögern — weshalb wurde mir später klar — liebenswürdigerweise bereit erklärte.

Ich ergreife die Steuerhebel — der Motor wird mit vielem Gluckfen angedreht, er rast und knattert — ich erhebe die linke Hand zum Zeichen des Loslassens für die Haltemannschaften — der Apparat setzt sich sofort in Bewegung — kaum weiß ich noch, ob die linke Hand das Seitensteuer, die rechte das Höhensteuer bedient oder umgekehrt — der Apparat neigt sich unheimlich schnell mit seinem Kopfende dem Erdboden zu, als wolle er sich in die Erde einbohren — zwei kräftige Fäuste, nicht die meinigen, ergreifen blitzschnell den Höhensteuer- und Kurzschlußhebel, der Motor stoppt — die Flugmaschine hebt ihren Kopf und gehorcht momentan, ein gefügiges Werkzeug, ihrem Meister, meinem Lehrer — doch gleich knattert der Motor von neuem los und nach einigen weiteren Sprüngen von 100 Metern hat diese Lehrfahrt ihr Ende erreicht.

Es folgte nun noch eine solche Fahrt, aber mit besserem Resultat und dann — „adieu Lehrer, adieu Erde!" Die Lehrmaschine stand ordnungsmäßig, in allen Theilen revidirt, in Position, der Motor lief, das Zeichen „los" wurde gegeben, und rollend, springend, ja fliegend bewege ich mich mit ihr die Lehrstrecke hinunter — da plötzlich — gelungen — keine Berührung mit der Erde mehr — im Gegentheil von der Erde fort — eingedenk der Ermahnung, nach dem Verlassen der Erde, diese sofort wieder zu suchen, steuere ich nach unten — das Ende der Lehrstrecke, wo schulmäßig gelandet werden muß, ist nicht mehr fern — der Apparat steuert zwar nach unten, macht aber zugleich Bewegungen, die ich mir nicht erklären kann, die mich beunruhigen — ich habe die Empfindung, daß die Flugmaschine mit mir durchgeht — ein Busch taucht in mir gefährlich erscheinender Nähe auf — wie hoch ich bin, weiß ich nicht — die Angaben der Augenzeugen schwanken zwischen sieben und zwölf Metern — ein Ruck am Kurzschlußhebel — der Motor stoppt — der Apparat fällt zur Erde, schlägt erst mit dem Anlaufgestell, dann mit dem Schwanzende ziemlich vernehmlich auf — dann ist es ruhig um mich her, und ich denke, eine Zigarette rauchend, über die jüngsten Erlebnisse nach, bis die Stimme meines Lehrers mich aus meinen Meditationen jäh aufschreckt: „Geflogen sind Sie zwar ganz gut, aber den Motor haben Sie auch in der Luft abgestellt, und ich habe Ihnen doch 500mal gesagt, daß Sie das nicht dürfen! Diesmal ist noch alles gut gegangen, aber — — — usw." Reumüthig, physisst wie moralisch erschüttert und zerknirscht, verspreche ich angesichts einer verbogenen Achse Besserung.

Nach diesem Fluge erfolgte dann an späteren Tagen (die Witterung war meist sehr ungünstig) die Erledigung des Flugzeugführerpatentes in Gestalt von drei Runden zu ca. 5,5 Kilometern mit je einer Zwischenlandung, die nicht über 150 Meter von der vorher bezeichneten Landungsstelle entfernt sein durfte.

Man wird heutzutage viel nach der Zukunft der Aeroplane gefragt, eine Frage, die gewiß ebenso berechtigt wie schwierig zu beantworten sein dürfte; meine Ansicht glaube ich dahin zusammenfassen zu sollen, daß nach dem Stande der heutigen Technik an eine allgemeine Verwendung als Verkehrsmittel nicht gedacht werden darf, denn eine Flugmaschine braucht relativ viel Raum, da sie ca. 10 Meter breit und 13 bis 15 Meter lang ist. Auch bedarf sie eines Anlaufes von 28 bis 30 Metern, um sich zu erheben, falls die Bodenbeschaffenheit dies zuläßt, ferner 300 Meter zum Landen. Diese 300 Meter sind lediglich eine Lizenz, deren der Flieger bedarf, um sich seinen Landeplatz mit Sicherheit aussuchen zu können; die Flugmaschine macht bei der Landung selbst selten einen längeren Weg als höchstens 50 Meter.

Schließlich sind die Motoren noch nicht genügend zuverlässig und die Apparate selbst von Wind und Wetter recht abhängig. Zu militärischen Zwecken hingegen, wie Aufklärung, Stören der rückwärtigen Verbindungen usw., könnte ich mir die Flugmaschine in ihrer jetzigen Gestalt bereits erfolgreich denken. Wer mit dem Gedanken umgeht, das Fliegen zu erlernen, dem sei gesagt, daß ein Flugapparat weder ein offenes Grab noch ein Kinderspielzeug ist, daß Schneid, Besonnenheit, fester Wille und Ruhe Grundbedingungen sind, um ein Fach beherrschen zu lernen, das bereits heute, auf Grund der Erfahrungen vieler tapferer Männer, zu einer exakten Wissenschaft geworden ist.

Daß das angebrochene Jahr manchen wackeren Deutschen finden möchte, der bereit ist, den Gefahren der Aviatik zu begegnen, um Deutschland auch auf diesem Gebiete zu seinem rechten Platze zu verhelfen, das wünscht der Schreiber dieser Zeilen von ganzem Herzen.

Zum Unglück ist nur der Preis jener Eier gefallen, die wir um keinen Preis essen möchten.